

Unn aach es finn(e)fde Mòò(l): Dudweiler Platt

Diese Überschrift weist hin auf die vorangehenden Artikel in den Bänden 2 - 5 der „Historischen Beiträge aus der Arbeit der Dudweiler Geschichtswerkstatt“. Selbstverständlich ist damit nicht gemeint, dass diese Fortsetzung zu ihrem Verständnis die Kenntnis der früheren voraussetzt; vielmehr soll zum Ausdruck gebracht werden, dass vieles, was mit der Beschäftigung mit unserer Mundart zusammenhängt, deswegen hier nicht oder nur kurz erwähnt wird, weil es schon früher einmal ausgeführt worden ist.

Beispielsweise gibt es das Problem der Schreibweise, die der Aussprache möglichst nahe kommen aber auch für den Ungeübten lesbar bleiben soll. So wäre in der Überschrift auch „Dudwilla Bladd“ möglich gewesen. Außerdem ist in der Überschrift darauf hingewiesen, dass man beim Lesen eines „o“ erkennen muss, ob es sich um ein offenes „o“ wie in „Sönne“ oder um ein geschlossenes wie in „Mönd“ handelt. Denn gerade in der Aussprache des Lautes „o“ unterscheiden sich Mundart und Schriftsprache oft: Hochdeutsch „öft“, „Wòche“ und „Ólga“ werden in unserem Dialekt zu „óft“, „Wóch“ und „Ólga“.

Auch die räumliche und zeitliche Fixierung von Dialekten und ihren Spielarten ist nicht einfach. So ist uns in Dudweiler allgemein bekannt, dass das „Saarbrücker Platt“ und das „Sulzbacher Platt“ sich näher sind als das „Dudweiler Platt“ jedem der beiden. Und wenn man die Sprechweise in Dudweiler allein betrachtet, so ist leicht feststellbar, dass unsere Großeltern, unsere Eltern, wir und unsere Kinder unterschiedliche Varianten von (Dudweiler?) „Platt“ sprachen und sprechen. Der Teil der Überschrift „es finn(e)fde Mòò(l)“ bietet schon vier Möglichkeiten, und wenn man „es“ durch „zem“ ersetzt, hat man schon acht. Welche Variante wo und von wem gesprochen wird und ob jeder immer die gleiche benutzt, dürfte kaum auszumachen sein.

Was kann man also tun, wenn man sich mit dem „Dudweiler Platt“ beschäftigen will, wenn allein schon die Festlegung, was dazugehört, problematisch bleibt? Meiner Meinung nach: Sammeln und Festhalten! Gerade die Tatsache, dass auch in Dud-

weiler die früher weitverbreitete Mundart immer seltener gebraucht wird, lässt es sinnvoll erscheinen, das noch Bestehende aufzuheben im doppelten Wortsinn. Natürlich ist damit nicht gemeint: „Zurück zum Duddweiler Platt!“ oder „Machen wir in Nostalgie!“. Vielmehr kann man für Sprachforscher und andere Interessierte dokumentieren, wie man hier gesprochen hat und teilweise noch spricht.

Viele zu erwähnende Ausdrücke und Wendungen werden natürlich nicht nur in Dudweiler gebraucht aber auch in Dudweiler. Die wöchentlich in der Saarbrücker Zeitung erscheinende Serie „Unsere Mundart“, in der Frau Dr. Edith Braun saarländische und angrenzende Dialekte behandelt, bietet immer wieder die Möglichkeit zu Vergleichen und Überlegungen hinsichtlich des eigenen oder bekannten Sprachgebrauchs. Weitere Literaturangaben habe ich in den früheren Folgen gemacht.

Schon früher habe ich auf die Schwierigkeiten bei der Übersetzung der Mundart ins Hochdeutsche hingewiesen; keineswegs sind alle Ausdrücke direkt zu übertragen. Viele sind nur aus dem Zusammenhang heraus zu erklären und müssen umschrieben werden. So kann man beispielsweise den Ausdruck „wiesgewidder“ nicht einfach mit „wie ein Gewitter“ übersetzen oder durch „laut“ oder „plötzlich“ ersetzen, was man für naheliegend halten könnte. Vielmehr käme „ganz leicht“ dem „wiesgewidder“ näher. Wieso? Der Gebrauch im Zusammenhang zeigt es. So könnte eine Mutter zu ihrem Kind sagen: „Duu nit so dòrum dóówe, wiesgewidder leischde uff da Naas (tob’ nicht so herum, sonst fällst du ganz leicht auf die Nase)!“ oder „Hóll die Kapp mit, wiesgewidder haschde die Fregg (Zieh’ deine Mütze an, sonst kannst du dich ganz leicht erkälten)!“. Damit soll nicht behauptet werden, dass „ganz leicht“ die einzige oder beste Übersetzung von „wiesgewidder“ ist, aber in den dargestellten Fällen erscheint sie mir brauchbar.

Auch die Betonung kann für die Aussprache der Mundart von Bedeutung sein. Beispiel: „Knebb da dei Hemmed zu und binn dei Schuh und laaf nit so halbgehängt erum (Knöpf’ dir dein

Hemd zu und binde dir deine Schnürsenkel und laufe nicht so unordentlich herum!)“ Im Hochdeutschen würde man bei „halbgehenkt“ die Betonung auf die letzte Silbe legen, in der Mundart liegt sie auf der ersten. Bei den Übersetzungsversuchen kommen einem meistens weitere Begriffe in den Sinn: Natürlich werden in unserer Mundart die Schuhe mit „Nischdele“ geschnürt („gebunn“).

Auch der normale Kleiderverschleiß kann dazu führen, dass einer „halbgehängt erumlaft“; der muss dann „gònz nei ingestiwwelt wirre (ganz neu eingekleidet werden)“. Der Ausdruck scheint aus Zeiten zu stammen, als der Stiefel noch maßgeblicher Bestandteil der Kleidung war, wobei der Übergang der Bezeichnungen „Hoche Schuh“ und „Schdiwwele“ immer schon fließend war. Schon früher habe ich darauf hingewiesen, dass nach meiner Meinung im Dudweiler Sprachgebrauch „wirre“ und „genn“ gleichermaßen gebraucht werden, wobei die Tendenz wohl mehr zum (Saarbrücker?) „genn“ geht.

Andere Ausdrücke aus dem Bereich wie „halbgehängt“ sind „schewatzig“, „òrschärisch“ oder „vakòmd“. Sie wurden in letzter Zeit in der oben erwähnten SZ-Serie von Frau Dr. Braun teilweise behandelt und sollen hier lediglich erwähnt werden.

Wahrscheinlich ist der hochdeutsche Wortschatz umfangreicher als der einer Mundart; gelegentlich gibt es aber im Dialekt mehr und bildhaftere Ausdrücke für einen bestimmten Sachverhalt. Im vorigen Beitrag habe ich eine ganze Liste für die Tätigkeit „ohrfeigen“ aufgeführt. Da diese Art der Bestrafung von Kindern wohl langsam aus der Mode kommt, sind die blumigen Ausdrücke dafür auch im Abklingen. Die „Schduwveschuur“ (Hausarrest) gibt es noch. Mundartausdrücke für „Fernsehverbot“ sind mir nicht bekannt.

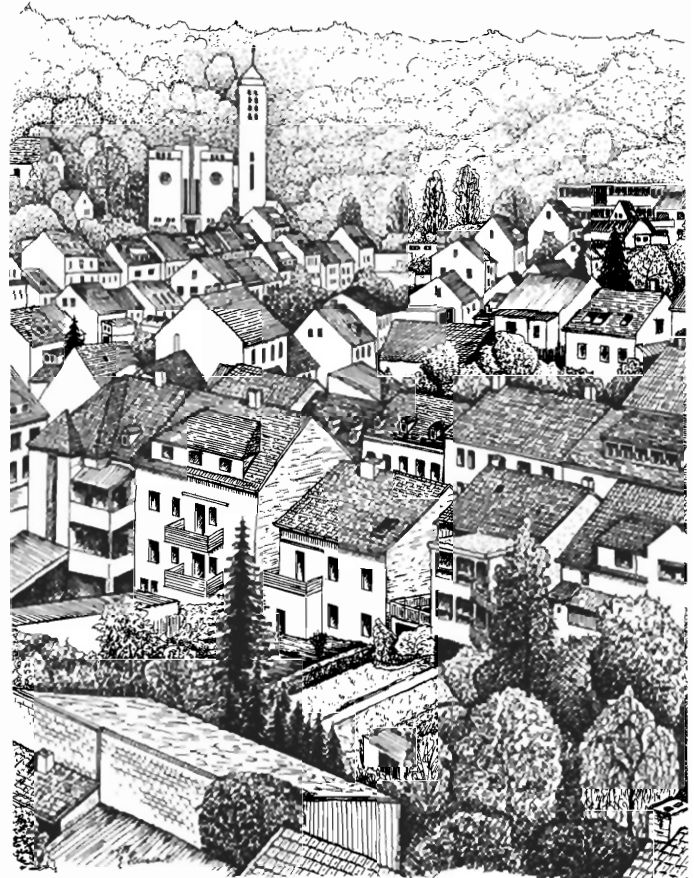
Für „jemandem die Meinung sagen“ gibt es auch eine gewisse Auswahl:

- „die Mänung sòn“
- „die Mänung geie (geigen)“
- die Gärscht (Gerste) schneide“
- „de Kimmel reiwe“
- „seins sòn“
- „es emòl sòn“

Eigenartigerweise fällt mir für „loben“ nichts Mundartliches ein außer „lówe“!

Manchmal fehlt mir auch der hochdeutsche Ausdruck für etwas Mundartliches. Beispiel: der „geblutzte“ Apfel, die „deie“ Birne oder das „wallische“ Blatt; „gebeult“, „weich“, „welk“ haben nicht die gleiche Bedeutung.

Dass bei der Übertragung von Gedichten Rhythmus und Reimung verlorengehen ist selbstverständlich. Auch die Pointen von Witzen können verloren gehen. Ich denke dabei an die folgenden Kinderwitze. Während der eine durchaus übersetzbar ist:



Herrensöhr, von Turm zu Turm

Blick vom Turm der ev. Kreuzkirche zur kath. Pfarrkirche St. Marien mit Häuserpartien in der Petrus-, Markt- und Karlstraße.

„Fòr wa (für was = warum) kònn die Wutz nit radfahre? - Weil se kenn Daume hat fòr se klinge“,

ist bei dem folgenden nicht so einfach:

„Fòr wa kònn die Geiß nit schdrigge? - Weil se knóddelt“. Warum kann sie denn nun (auf Hochdeutsch) nicht stricken, häkeln oder Strümpfe stopfen? Durch die Antwort: „weil sie Knoten macht“ ist der Witz vernichtet.

Mundartwörter sind oft je nach Zusammenhang unterschiedlich zu übersetzen. Beispiel „zwwwele“;

„Der Lehrer hat uns gòns scheen gezwiiwelt“ = herangenommen

„só e Kind kònn äm gòns scheen zwwwele“ = quälen

Lautmalerei ist in Mundartbegriffen häufig. Beispiele:

eine (überkippende?) Sopransängerin „gäx“

eine schlecht geölte Tür „gaaxt“

ein weinerliches Kind „ääz“

Nachdem ich bis zu dieser Stelle die angeführten Mundartausrücke unter bestimmten Themen behandelt habe, wende ich mich nun noch dem „Sammeln“ zu:

Etwas Fades kann „läbsch“, „deederlich“ oder „nit hóó un nit fróó“ schmecken.

„Gunsche“ bedeutet schaukeln, jedoch eher mit dem Stuhl als auf der Schaukel; dort sagt man „schaugle“. Wenn der Stuhl selber wackelt, sagt man: er „gòtschelt“.

Wenn sich ein Kind anschmiegt, hört man gelegentlich noch: „Es freggelt sich bei“.

„Gänsefiesjer“ sind nicht nur Anführungszeichen sondern auch „Gänsetrittchen“, das sind Schrittgrößen von der Länge eines Fußes zum Beispiel bei dem Spiel: „Mudder, Mudder, wiffel (wieviel) Schridde derf isch?“.

Einen Pullover kann man „hinnerschfedderschd“ = verkehrtherum anziehen. Links bleibt allerdings „lings“.

Ein kurzes Schläfchen ist ein „Rätzje“, beispielsweise ein „Middarätzje“ (Mittagsschlafchen).

„Élle („é“ wie in gehn) nò ebbes“ heißt: sich nach etwas sehnen; ein Kind „éllt nò seiner Mama“ oder bei Heimweh „éllt ma nò dehemm“. „Mir is éllerisch nò me Häring“ heißt: Ich habe Lust auf einen Hering.

„Baubse“ oder „äner (jemanden) ònbaubse“ ist vielleicht zu übersetzen mit: (vorwurfsvoll oder aggressiv) laut werden (etwas stärker als „mótze“).

Jemanden, der missgelaunt ist, bezeichnet man als „grädsisch“, „grädsischer Butter“ ist jedoch: ranzige Butter.

„Sich vaääbere“ bedeutet etwa: sich aufregen oder vielleicht besser: aufgeregter über etwas reden.

Der Letzte Begriff, den ich hier darlegen will, wurde inzwischen schon in der erwähnten SZ-Serie besprochen; es ist der „Wisch“. In der Schriftsprache ist es ein Stück oder ein Blatt Papier, auf dem etwas (negativ zu Beurteilendes) geschrieben ist. Im Dialekt ist (oder besser: war) es der „Strohwisch“ oder „Feldwisch“, der auf einer Wiese oder einem Acker den Durchgang verbot, vor allem dort, wo man schon den Ansatz „vun eme („e“ wie in lange) Päädsche (eines Pfades)“ sah. Das verbotswidrige Durchgehen wurde durch den „Schitz“ (Feldschütz) geahndet. Dieser „Wisch“ war ein in den Boden geschlagener etwa ein Meter herausragender Pfosten, an dessen oberem Ende quer (meist in einem Schlitz) ein Bündel Stroh befestigt war. Außerdem gibt es noch den „Wirds(=Würz)wisch“ er heißt hochdeutsch Kräuterstrauß und ist ein Strauß aus Kräutern und Blumen, der am Fest Mariä Himmelfahrt (15. August) in manchen (früher in allen) katholischen Kirchen gesegnet und als Zeichen des Gebetes um Schutz vor Unheil in Feld und Garten in den Boden gesteckt oder im Stall oder auf dem Speicher aufgehängt wird.

Schon in vorhergehenden Folgen habe ich gezeigt, dass man die Mundart im Zusammenhang besser erfassen kann als in der Aufzählung von einzelnen Begriffen. Deshalb will ich einige Anekdoten bringen, deren Inhalt ich einer im Manuskript vorliegenden „Orts-geschichte von Dudweiler“ von Julius Vogt entnommen habe. Ich habe sie in die mir geläufige Dudweiler Mundart übertragen und jeweils eine Übersetzung ins Hochdeutsche hinzugefügt:

De Latschematz

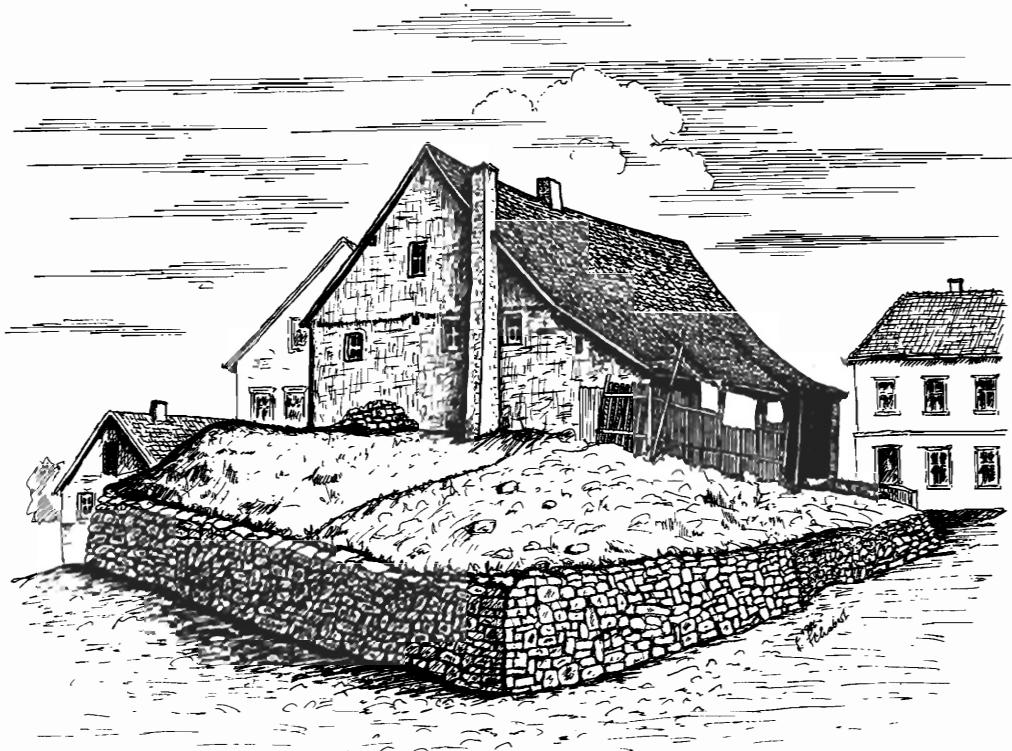
So um neinezhunnerd erum is de Latschematz mit eme Scheese-wäänsche durch die Stròòße gezòòh un hat seinem Duddelkasch-de gònz traurische Liedscher abgequetscht. Im dickschde Schwääß hadder geduddel: „Duu, duu, liegscht mit im...pft...pft...pft...“. Die Bischeler Weiwer hònn jò gònz gääre Musik geheert, awwer wasne der Matz dòò vòrgeduddel hat,

isne doch iwwer die Hudd-schnuur göng. Wiidisch hönnse geschull: „Wenn deda nit ball e neier Orjelkaschde òn-schaffsch, gemma da nix meel!“. Dò hat de Latschematz genau so zriggebb:

„Wenna ma nit sovill Buxeknebb in de Hudd werfe, hönn ich ball e neier!“ Alsa sich emò uff era Trepp e bißje ausgeruht hat, hatne es Greet gefròd: „Kummschde dònneraus mit demm, wasde in de Hudd geschmiss grischd?“ Dò had är gesaad: „Wass will isch dònner mache, Greet, isch muss gugge, dass isch erum kumme; ma hat halt das bissje Mussik geleert, dass ma nit gönz vahungert. Awwer ball hönn ischs gepackt: de Hanau gedd furt unn dònner gehn isch bei His-sjebauersch Kädd unn miede ma de Penningslade. Buxe- unn Hemmedsknebb hönn isch jò genunk, dò kinne ihr Bischeler Weiwer eier Knebb nochemò redurkaafe un isch kumme endlich zu meinem Geld, wó isch segudd hönn!“.

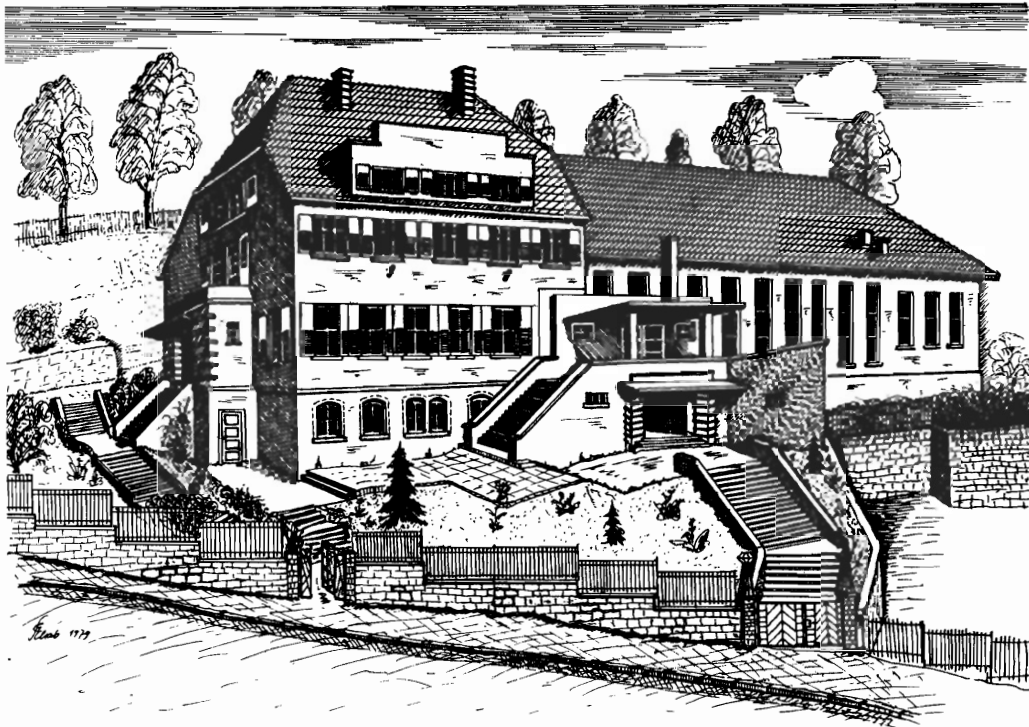
Der Latschen-Matz

Um die Jahrhundertwende zog der Latschen-Matz mit einem Handwagen durch die Straßen und entlockte seinem Leierkasten herzerreißende Melodien. Im Schweiß seines Angesichts kurbelte er: „Du, du, liegst mir im pft...pft...pft... Die Frauen vom Büchel hörten zwar gerne Musik, aber was der Matz ihnen da vorspielte, ging ihnen doch zu weit. Erboost schalten sie ihn: „Schaff dir endlich einen neuen Orgelkasten an, sonst kriegst du nichts mehr!“ Prompt erwiderte der Latschen-Matz: „Wenn ihr mir nicht soviele Hosenknöpfe in den Hut werft, habe ich bald



Schon vor dem 30jährigen Krieg stand an dieser Stelle „Clesgens Scherers Haus“. Später kaufte es der Schmied Valentin Schneider, dessen Nachkomme Matthias Schneider auf dem Büchel als Vetter Matz bekannt war. Nach dem 2. Weltkrieg wurde das Gebäude niedergelegt und die Fläche zu dem heutigen Spielplatz umgestaltet.

einen neuen.“ Als er sich eines Tages auf einer Treppe ein wenig ausruhte, fragte Grete ihn: „Kannst du denn von dem leben, was du in den Hut bekommst?“ Da sagte er: „Was soll ich denn machen, Grete, ich muss schauen, das es reicht, ich habe halt das bisschen Musik gelernt, dass ich nicht verhungere! Aber bald habe ich es geschafft: der Hanau zieht fort und dann gehe ich zu Häuschenbauers Katharina und miete mir den Krämerladen. Hosen- und Hemdknöpfe habe ich ja genug; da könnt ihr Frauen vom Büchel eure Knöpfe wieder zurückkaufen und ich komme endlich zu dem Geld, das ihr mir schuldet“.



Ev. Gemeindehaus erbaut 1929/30 nach Plan von Reg.-Baumeister Dr. Eberbach.
Das alte Waisenhaus wurde in den neuen Baukörper integriert.
Großer Saal für 800 Personen (24 x 15 m), abgerissen 1971.

Es Korbenonnsche

In de achziger Jöhr is in jedem Friejöhrr um dieselb Zeit e klään hutzelisch Frausche mit eme Wänsche voll Kärb unn Bäseme uff de Bischel kumm. Die Kärb unn Bäseme hats uff da Gass wölle vakaafe. Ówwe uffem Wänsche hads e paa kläne Kinner hugge gehadd, e paar greeßere hönn gehölf ziee und drigge. Nimmònd hat gewisst, wós härkumm is, awwer jed Jöhr hads e Kind meh bei sich gehadd. Die Bischeler Weiwer hönn sich gewunnert unn gefròt: „Ei Kòrbenònnsche, du hascht jò schun widder ens meh!“, dò hat äs gònz schneierlich gesaat: „Eijò, es sinn halt Kinn, wie ma se als só unner da Hönd griet!“

Korbenonnnen

In den achtziger Jahren (=vor 1890) stellte sich jedes Frühjahr ein kleines unscheinbares Frauenzimmer mit einem Handwagen voller Körbe und Besen auf dem Büchel ein. Die Körbe und Besen bot sie auf der Straße feil. Oben auf dem Wägelchen hatte sie ein paar kleine Kinder sitzen. Einige größere halfen ziehen oder schoben hinten nach. Niemand wusste, woher sie kam, aber jedes Jahr hatte sie ein Kind mehr dabei. Auf die verwunderte Frage der Frauen vom Büchel: „Korbenonnnen, du hast ja wieder eins mehr?“, antwortete sie ganz verschämt: „Ach ja, das sind halt Kinder, wie man sie so unter der Hand kriegt!“

Die Frau Häring

Im Haus in der Provinzialschdròß, wo frier die Berschschul war, hat in da Jòöhre Neizehunnertfünf unn -sèchs de Kenischliche Berschinschbeker Karolus Edler von Braumühl gewohnt. Der Braumiel waa eintlich als hoche preißeischer Beòmdler e gònz passaweler Mònn, awwer sei Fraa, die hat sich ebbes ingebild uff ihr Nòme unn ihr Nas gònz hóch getraa, besunnersch gäniwwer unsra Sort Leit. Wie se ämòl e neii Dienschdmaad gesucht hat, hat sich aach Seifferts Reelee aus da Rehbach vòrgeschéllt. Dò hat sies Reelee vunn ówwe bis unne gemuschdert unn dònne só gònz lässisch gesaad: „Also Aurelia heißen Sie! Ich finde nicht, dass das ein Name für Dienstboten wäre. Mein voriges Mädchen hieß Frieda; ich werde Sie also auch Frieda nennen oder haben Sie etwas dagegen?“ „Isch hönn nix degää“, hat dò es Reelee gesaad, „mei vòrsch Herrschaft in da Schdadd hadd Häring geheischd, isch nenne Eisch

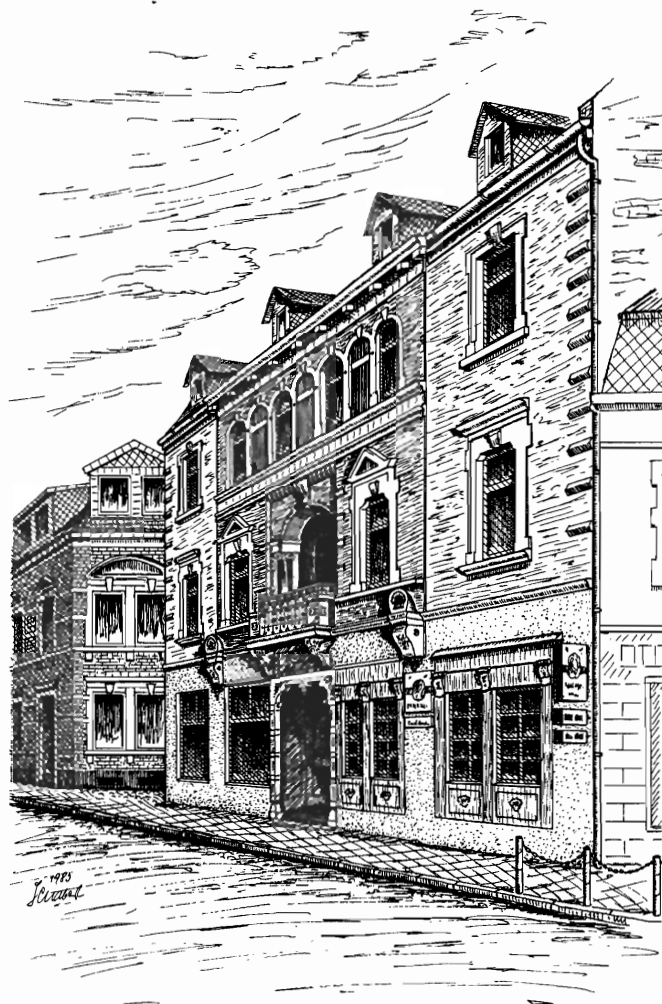
dönn alsó Frau Häring, das is Eisch dóch só räscht?“ Es Reelee hat nóch löng driwwer simmeliert, fòr wasses die Schdell nit gridd hat und reschelreschd erausgeschmiss wòr is.

Frau Hering

Im Haus der ehemaligen Bergschule in der Provinzialstraße (jetzt Sulzbachtalstraße) wohnte in den Jahren 1905/06 der Kgl. Berginspektor K. Edler v. Braumühl. Herr von Braumühl war, soweit man das von einem höheren preußischen Beamten verlangen konnte, ein umgänglicher Mann. Nicht so seine Frau Gemahlin. Sehr stolz auf ihren Adel trug sie die Nase besonders dem niederen Volke gegenüber ziemlich hoch. Als sie eines Tages ein neues Dienstmädchen suchte, stellte sich auch Seifferts Reelee aus der Rehbachstraße vor. Sie musterte „das Reelee“ von Kopf bis Fuß und sagte dann lässig: „Also..... ..dagegen?“ „Ich habe nichts dagegen“ gab „das Reelee“ zurück, „meine vorige Dienstherrschaft in Saarbrücken hieß Hering. Ich werde Sie dann also Frau Hering nennen oder haben sie etwas dagegen?“ Noch tagelang wunderte sich „das Reelee“, warum sie nicht engagiert und sogar ziemlich barsch aufgefordert worden war, sofort das Haus zu verlassen.

Soweit die „Vazeelscher (Geschichten) aus der erwähnten Sammlung über die „gute alte Zeit“! Nochmals der Hinweis: Mundart hat nicht nur nostalgischen und humorigen Charakter. Außer Übersetzungen von „Asterix und Obelix“, „Max und Moritz“ usw. gibt es auch Übertragungen aus der Bibel und aus klassischer Literatur (z.B. Goethes Faust). Die ursprüngliche (gesprochene!) Sprache der Menschen umfasst alle Bereiche, auch die ernsten, des Lebens. Vielleicht ist das ein Anknüpfungspunkt für das nächste Mal.

Zeichnung:
Joh.-Gottfried Schabert



Das Haus in der Sudstraße mit der interessanten Front wurde von August Strohuß 1909/10 unter Verwendung des Fenster- und Türenmaßwerkes des abgebrochenen Hauses Sinn in der Bahnhofstraße in Saarbrücken erbaut.